

William M. Calder III., Hubert Cancik, Bernhard Kytzler (Hrsg), Otto Jahn (1813–1868). Ein Geisteswissenschaftler zwischen Klassizismus und Historismus. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1991. 304 Seiten.

Die historische Aufarbeitung einzelner Wissenschaftszweige und das Bemühen um die dazu gehörenden biographischen Perspektiven gehört zum Wissenschaftsverständnis des ausgehenden 20. Jhs. Die Aufarbeitung auch der Altertumswissenschaft in solchem Rahmen macht keine Ausnahme, wobei gerade hier der Eindruck von einem weitgehend erreichten Abschluß und einer Erschöpfung der Möglichkeiten wenigstens im Äußeren noch besondere Impulse zu vermitteln vermag. Daß das neue literarische Genos denn auch einen Otto Jahn erfaßte, war unvermeidlich. Was ihn interessant machte, ist zweifellos seine Stellung im Umfeld, wie sie der Untertitel des Buches umschreibt (die Zahl im Haupttitel muß irreführen, gestorben ist Jahn 1869).

Das Symposium, das vom 13.–16. Juni 1988 abgehalten wurde und dessen Ergebnisse mit fundierter Dokumentation vorgelegt werden, schafft denn in der Tat das eindrucksvolle Bild von einer Persönlichkeit, die, an sich dem 19. Jh. angehörend, in der Gesamtheit ihrer Äußerungen und Verhaltensweisen, auch im Verhältnis zum Metier selbst und den eigenen Vorstellungen, soweit erkennbar, deutlich zugleich in das 18. Jh. verweist, so daß der Begriff der Klassik, wo immer man diesen selbst wiederum angesiedelt sehen mag, doch nur teilweise sich verwenden läßt. Die Zeugnisse Späterer über Jahns Stil der Artikulation sind nicht anders zu verstehen. Die einzelnen Beiträge, jeder in seiner Weise, wären nicht zuletzt von dieser Prämisse aus zu deuten. Die Art wie Jahn die Antike als ein Ganzes verarbeitet und für sich selbst gestaltete, entspricht sicherlich neuhumanistischer Tradition. Sie ist damit eine eindrucksvolle Verkörperung des Humboldtschen Ideals, und dies nicht nur in der Breite und Vielfalt anderer Bereiche geistiger Betätigung, die er dessen Postulaten gleichsam unterordnet und in der er alle Zeitgenossen und Freunde bei weitem überragt: Als Altertumsforscher verkörpert er zugleich bereits die Art von Wissenschaftlichkeit, die eigentlich erst die nächste Generation bestimmt und zwangsläufig zur Auflösung jenes Ideals führte bzw. die in den Sog einer solchen Entwicklung geriet, so daß sie es nur noch als ein Lippenbekenntnis zu bewahren vermochte. Der Gegensatz etwa zu seinem Vorgänger Welcker wäre bereits den Vorlesungsthemen zu entnehmen, von dem Verhältnis zum Material und zu ihrer Bewertung der sekundären Forschung zu schweigen.

Etwas wie ein Gesamtbild oder aber eine erschöpfende Biographie ist, das erweist das Vorliegende deutlich, schon wegen der Fülle der notwendigen Assoziationen schwerer möglich als für jeden von Jahns Zeitgenossen aus dem gleichen Metier. Doch liefert das Buch einiges an Anhaltspunkten für die Erarbeitung eines allgemeinen Nenners, der aus einer solchen Vielfalt vielleicht doch das Eindringen ins Grundsätzliche wenigstens bis zu einem gewissen Grade ermöglichte. Nicht alles ist hier behandelt, was zum Gesamtbe-

reich gehörte; so fehlt, von einzelnen, kaum über Bekanntes hinausgehenden Bemerkungen abgesehen, etwa ein Beitrag zu Jahns Rolle während der Ereignisse 1848–1849, die sein Leben mit einer kaum ganz auslotbaren Zäsur versah, ein Beitrag etwa zur künstlerischen oder aber der wissenschaftlichen Entwicklung im einzelnen, einer zur Tätigkeit in Bonn mit allen Implikationen einschließlich des ausgeklammerten Philologenstreites, oder über das Verhältnis zu Kollegen wie Freunden als gleichsam psychologische Komponente. Im einzelnen würde diese eine neue Kombination von anderweitig Erwähntem oder Angedeutetem darstellen: Es könnte aber eine Möglichkeit sein, über die gebotenen Anregungen hinaus zum Phänomen in seiner ganzen Vielschichtigkeit ein Stück weiter vorzudringen.

Wie angedeutet, ergeben die 16 Beiträge, die das Buch ausmachen, noch keine Biographie: Vom lediglich Faktischen zu dem Philologen, dem Archäologen, dem Historiker, dem Mozartbiographen und Komponisten aus das Ganze zu erfassen, bräuchte es Hilfskonstruktionen und Hypothesen, die angesichts auch der vorhandenen Selbstzeugnisse Jahns ein Provisorium bleiben. Ein Baustein ist es ohne Zweifel (s. dazu C. W. MÜLLER, Otto Jahn [1991]). Eines mag die Prüfung der allgemeinen Zeitverhältnisse ergeben, in denen das Phänomen in all seinen Aspekten dennoch verankert ist. Wenn aber überhaupt, ließe sich als Nenner vielleicht das Postulat des Methodischen verstehen, d. h. einer Ordnung in Beobachtung, Erarbeitung und letztlich dann Deutung, die die Dinge erst zugänglich macht und ihnen so den hermeneutischen Wert verleiht. Diese Methode und das Verhältnis zu ihr ist nichts von außen Kommandes, Oktroyiertes oder Erlernbares, sondern wird von innen heraus gestaltet und wirkt demnach als Kriterium des Subjektiven, mag ihr Wert auch im allgemein Kommensurablen liegen. Sie ist aber zugleich die Möglichkeit der Gewinnung immer wieder neuer Bereiche und ihrer Unterordnung unter Prinzipien, die, an sich spezifisch und jeweils nur für einen einzigen der Bereiche anwendbar, doch eine Verbindlichkeit bedingen und über das bloß Sachbezogene hinaus wirken zum Ganzen hin. Für Jahn nun ist das eigentlich Verbindende aller Unternehmungen und Gebiete empirisch schwer nachzuvollziehen und auch biographisch nur in Chiffren zu erfassen, auf jeden Fall in seiner Wirkung komplizierter als für andere in seinem Umfeld, für einen Wilamowitz, Welcker und selbst einen Mommsen, deren Horizonte als kleiner und die deshalb selbst als in sich geschlossener erscheinen. Deutlicher als für sie erweist sich für Jahn der Stellenwert des Psychisch-Gemütsmäßigen, am besten in den Briefen erkennbar, das jener besonderen Bindung an die Methode den Charakter eines psychologischen Kriteriums verleiht und so zwingt, von der scheinbar so leicht zu überblickenden Oberfläche auf Tiefenschichten zu schließen. Interessant ist dabei nicht zuletzt die graphologische Probe, die insbesondere im Vergleich zu der anderer Kollegen wohl auf besondere seelische wie geistige Eigenständigkeit, aber zugleich eine Introversion schließen läßt, die das normale Maß weit übersteigt. Das Universitätsarchiv Bonn bietet einiges Material.

Gerade damit aber entfernt sich Jahn zugleich von den gemeinen Prämissen seines historischen Umfeldes, und auch seine Rolle als Indikator für eine wissenschaftsgeschichtliche Situation relativiert sich erneut, mochte ihn ein Nietzsche, der ihn immerhin persönlich kennengelernt hatte, auch gerade in einen solchen Zusammenhang einordnen und ihn exemplarisch zu einem Gegenstand seines Unmutes über die Zeitverhältnisse machen. Insbesondere der Bonner Aufenthalt seit 1854 und sein Verhältnis zu den Kollegen gewinnt dabei Dimensionen einer Eigenständigkeit, die ihn aus dem üblichen Rahmen treten läßt: Das Problem Ritschl und der Philologenstreit sind ein vielleicht hergeholt, indes zugleich unverkennbares Indiz hierfür. Der Streit selbst ist eher als der Endpunkt einer Entwicklung zu sehen, und Ritschl erscheint dabei im Grunde lediglich als eine Randfigur. Die Vielfalt der Interessen versetzt Jahn in eine Frühphase des Humanismus, und noch mehr gilt dies für sein eigenes Bemühen um die Einheit all dieser Bestrebungen – das 19. Jh. ist zugleich in Ritschl verkörpert wie in kaum einem anderen. Doch eher in der Rolle des Archäologen als in der des Philologen überwindet Jahn Dimensionen, die die Zeit vor der Jahrhundertwende bestimmen. Das Postulat einer Interpretation des Kunstwerkes in Verbindung nur mit den literarischen Quellen ließe sich wohl als eine Akzentverlagerung innerhalb des Gefüges bisheriger Forschungsmöglichkeiten sehen: Jahns Erkenntnis vom Wesen der hellenistischen Kunst als Folge und Verfall der klassischen führt in die Kategorien des Historismus und damit nicht nur in der Frage angewandter Methode über die Vorstellungen seines Vorgängers hinaus, für den diese Kunst noch humanistisches Formungselement darstellte, nicht so sehr Objekt, das der Aufarbeitung und Kategorisierung eigentlich noch harrete. Und nur von der Voraussetzung eines entsprechenden Entwicklungsgedankens aus ist etwa der Münchener Vasenkatalog von 1854 zu verstehen; Jahns Materialfreudigkeit in Arbeiten wie Vorlesungen, gelobt und berichtigt zugleich, erscheint als das Rudiment dessen, was die Altertumswissenschaft der zweiten Jahrhunderthälfte als Voraussetzung aller Forschung bestimmt.

Eine Analyse der einzelnen Beiträge würde zu weit führen und wäre auch dem Bemühen um den inneren Zusammenhang kaum gerecht, von Mißverständnissen zu schweigen, die eine derartige Darstellung von Dargestelltem immer in sich birgt. Festzustellen ist, daß die Dokumentation im einzelnen in jedem Falle als erschöpfend bezeichnet werden darf. Zu begrüßen ist auch, daß man den Stoff in Sachgruppen aufteilte und damit das Eindringen in die einzelnen Problemfelder erleichterte.

So gehören die fünf ersten Beiträge dem des Archäologen an (W. HAUSMANN, J. BAZANT, H. CANCEK, W. EHRHARDT, A. HENRICH), d. h. dem Bemühen um ästhetische Kategorien und der Entwicklung eines Methodenbewußtseins, die sich als ein Ringen von der Dissertation 1836 bis fast ans Lebensende offenbart. Das Scheitern am Projekt der Griechischen Kunstgeschichte erkläre ich mir vordergründig aus dem erwähnten Problem des zu verarbeitenden Materials, das für Jahn vorerst nicht zu lösen war. Jahns Rolle als Direktor des Akademischen Kunstmuseums zu Bonn ist demnach nur äußerlich die Fortführung einer Tradition, denn sie steht für den Forscher wie den Lehrer unter anderen persönlichen wie sachlichen Voraussetzungen als für den Vorgänger, für den die Frage nach der "monumentalen Philologie" sich nicht stellen konnte (S. 81). Geht es Jahn um das Maß und die Ablehnung des Extremen (S. 88), so ist dieses gleichsam klassizistische Prinzip im Sachlichen zumindest als eine dezidierte Stellungnahme in einer Auseinandersetzung seit dem Jahrhundertbeginn (Voß-Creuzer) zu verstehen, und Jahn selbst wird wohl sehr gut auch die Eigenheiten des Entwicklungszusammenhanges (Panofka, Bachofen) gesehen haben. Sein Bemühen um anthropologische Dimensionen in einer spezifischen Weise läßt überdies der letzte Beitrag (R. SCHLESIER) erkennen.

Zu Jahn, dem Philologen (B. KYTZLER, K. SALLMANN, K. J. NEUHAUSEN, S. JÄKEL) ist der beste Schlüssel die Rektorrede von 1859, wozu auch die Kleineren Schriften zu zählen wären. Zwar beherrscht er die philologische Methode in einer eigenen Art von Vollendung, wie seine Editionen erweisen, doch erweist sich sein Werk auch hier darüber hinaus als der Übergang von der Welckerschen Klassik zum Wissenschaftsverständnis der Epoche, die eigentlich erst nach seinem Tode begann. So führt das Suchen nach einer inneren Geschlossenheit aller Kategorien wieder auf die Vorstellungen und Postulate des Neuhumanismus zurück und subsumiert zugleich auf diese Weise die Wolfschen von 1807, wie dies schon die Dissertation von 1836 erkennen läßt. Die Arbeiten auch im Bonner Jahrbuch etwa zur Geschichte und Archäologie des römischen Rheinlandes (Bonner Jahrb. 1860, 78 ff.; 1863, 224 ff.; 236 ff.) vertiefen diesen Eindruck noch.

Der Mozartforscher (G. GRUBER, A. EICHHORN, J. DRAHEIM) bedeutet einen neuen Aspekt des Gesamtbildes. Die besonders materialreichen Untersuchungen der genannten Autoren übertragen den Komplex von Methode und persönlichem Anliegen in einer Weise auf den neuen Bereich, die sehr wohl die subjektive Einheit erahnen läßt. Versuche, Jahns Werk vor einer Deutung als Zeugnis romantischen Ästhetentums und insbesondere den verzeichnenden Urteilen Nietzsches zu reinigen, gehören in den Rahmen der Neurezeption Mozarts, die noch im 19. Jh. begann. Jahns Formprinzip, aus seinem Verhältnis zu Mendelssohn erwachsen und von hier aus auf eine gleichsam andere Ebene übertragen, sieht das 'Genießen' als Aktionsweise eines in der Tat ästhetischen Lebensgefühlens als das Nacherleben eines bewußt schaffenden Geistes durch einen eben solchen und darin durchaus kommensurablen anderen. Dem widerspricht nicht, daß in diesem Nacherleben wiederum eine subjektive Komponente liegt; ich halte sie für zutiefst verwandt mit der, die den Altertumsforscher kennzeichnet. In die gleiche Richtung mag das Axiom weisen, daß hier die Form zugleich das Mittel der Überwindung des Pathos darstellt. Der Komponist Jahn steht hier in einer Linie mit dem Komponisten Mozart. Die Artikulierung einer Grundstimmung im Musikalischen bezieht sich damit auf eine Grundeigenheit, für die die verschiedenen Tätigkeitsbereiche nur jeweils andere Perspektiven ausmachen. Seine Ablehnung Wagners erklärt sich am ehesten aus diesem Prinzip.

Jahns Stellung im Kontext der Wissenschaftsgeschichte (W. CALDER III., B. V. REIBNITZ, R. SCHLESIER, K. J. NEUHAUSEN) steht im Lichte des Philologenstreites und seiner Folgen, die sich schnell verselbständigen. Sentimentale Zustimmung und Ablehnung indes scheinen das Bild immer mehr zu verzeichnen und bewirken, daß es eigenartig verblaßt (Schriftenverzeichnis 4). Die Mittelmäßigkeit, die Nietzsche ihm bescheinigt, erklärt sich freilich aus dem Bemühen um ein Gegenbild zum eigenen philosophischen Ideal. Gerechtfertigt wird es Jahn nicht. Wertvoll wird das Buch durch reiche Anhangsteile, eine Biographie Jahns (G. SCHADE) und Sekundärbiographie, Namensdaten und ein umfassendes Register von Namen, Sachen und Stellen (A. NOWOSAD).